

Multiple Differenzierungen – multiple Zugehörigkeiten

Konzeptuelle Verhältnisbestimmungen der Humandifferenzierung

Stefan Hirschauer

1. Prämissen: Humandifferenzierung und der Differenzierungsbegriff

›Differenzierung‹ wird in der soziologischen Theorie für gewöhnlich als gesellschaftstheoretischer Begriff gebraucht, der die historische Spezialisierung großer gesellschaftlicher Einheiten wie Funktionssysteme beschreibt. Mir geht es in diesem Aufsatz um eine Verschiebung dieses Sprachgebrauchs mit dem Ziel einer stärkeren Öffnung differenzierungstheoretischen Denkens hin zu einer *empirischen Differenzierungsforschung* (Passoth / Rammert 2019). Dies verlangt zum einen nach der Berücksichtigung einer größeren Pluralität von Differenzierungsformen (Renn 2014), die unter ›Gesellschaftsstruktur‹ mehr versteht als die Trennung und Kopplung großer Teilsysteme, zum anderen nach einer Erweiterung des Differenzierungsbegriffs. Dieser gehört zu den langwelligen Prozessbegriffen in der Soziologie, deren evolutionistische Konnotationen problematisch sind (Joas 2012). Gerade die funktionale Differenzierung wurde angelehnt an biologische Evolution zumeist als ein Prozess der globalen Entfaltung abstrakter Eigenlogiken verstanden, und zu wenig als Ergebnis einer konflikthaften Praxis in variablen gesellschaftlichen Entwicklungspfaden und Temporalitäten.

Ich werde Differenzierung in diesem Aufsatz als einen sozialtheoretischen Begriff verwenden, der auch mikro- und kultursoziologische Fragestellungen informieren kann. Ich greife damit einen frühen Impuls von Hartmann Tyrell auf, das Thema der kulturellen Klassifikationen »unter das differenzierungstheoretische Dach zu ziehen« (Tyrell 1986: 451). Dafür muss man unter Differenzierung etwas anderes verstehen als einen Selbstteilungsprozess in der Gesellschaftsgeschichte. Eine alternative Vorstellung wird durch Assoziations- und Praxistheorien nahegelegt (Langenohl 2015). Sie begreifen Differenzierung nicht als zunehmende Spezialisierung und Abgrenzung institutioneller Einheiten, die sich aus undifferenzierten Vorgängereinheiten entwickelten, sondern als ergebnisoffenen Prozess der Dissimilarisierung oder Similarisierung / Entdifferenzierung (Langenohl 2015: 112). Ich verfolge einen praxeologischen Begriff, der an der Vollzugswirk-

lichkeit von Differenzierung ansetzt und sie als *praktizierte Abstandsvergrößerung* versteht, die als offener und reversibler Prozess abläuft: ein laufendes Auseinanderfinden, -halten, -ziehen und -treiben, das entweder vollzogen und aufrechterhalten wird und dadurch hohe Institutionalisierungsgrade erreicht, oder auf niedrigem Niveau stagniert, wenn nicht sogar unterbrochen und ganz eingestellt wird. Dieser Begriff folgt anstelle des biologischen Modells einer naturwüchsig ablaufenden Zellteilung oder Artenentstehung eher dem agrarischen Modell der Züchtung: natürlich nicht im Sinne einer zielgerichteten Strategie, aber im Sinne einer gegen Widerstände *praktisch durchgesetzten* Teilung.¹

So gefasst, hat der Differenzierungsbegriff das Potenzial, zu einem Brückenkonzept zu werden, das Kulturtheorien (etwa über sprachliche Klassifikationen und imaginierte Alterität), Sozialtheorien (etwa zur Typisierung und räumlichen Segregation von Personen und Beziehungen) und Gesellschaftstheorien (zur Trennung von Funktionen, zur Schließung von Gemeinschaften) verbinden kann. Differenzierung meint dann neben der sachlichen Spezialisierung von Tätigkeiten und Kommunikationen auch andere Fälle von Diskontinuierung und Entähnlichung, wie die räumliche Entmischung einer ethnisch diversen Bevölkerung, die forcierte Aufteilung eines Verhaltensspektrums auf ›Geschlechter‹, die sprachpolitische Aufspaltung eines Dialektkontinuums in Nationalsprachen usw.

Der Fall, den ich einem so geöffneten Verständnis von Differenzierungen einschreiben will, ist die Humandifferenzierung, die Teilungen des Personals der Gesellschaft. Zur Einführung dieses Topos seien im Vergleich mit anderen Differenzierungsformen zunächst grob typologisierend verschiedene Ansatzpunkte kontrastiert. Die funktionale Differenzierung setzt primär an der Spezifität von Tätigkeiten und Kommunikationsthemen an, die stratifikatorische Differenzierung an Gütern, Einkommen und Positionen, die relationale Differenzierung von Gesellschaftsformen (wie Interaktionen, Gruppen, Organisationen) an der Qualität von Sozialbeziehungen. Verteilungstheoretisch gesprochen geht es bei stratifikatorischer Differenzierung um die Frage der Distribution von Ressourcen auf Personen (wer verfügt über welche Güter, Chancen und Positionen?), bei der funktionalen Differenzierung um die Allokation von Tätigkeiten auf Personen (wie formieren Professionen Personen, wer besetzt wie stark spezialisierte Rollen?), bei der relationalen Differenzierung um Dichte und Verlauf von Assoziationen (wer gesellt sich wie zu wem?). Bei der Humandifferenzierung geht es dagegen um die Frage der Verteilung von Personen auf Kategorien: Wer zählt als was? Differenzierungsprozesse setzen hier unmittelbar an dem an, was in der alltagsweltlichen Ethnosoziologie als *persönliche Eigenschaften* gilt, also am »Menschenmaterial«, wie Simmel (1992/[1908]: 33) formulierte. Das meint

1 Zu einer solchen Kultivierung von Differenziertheit in Analogie zur Züchtung siehe bereits Simmel 1992/[1908]: 795.

z. B. an körperlichen Invarianten (wie Geschlecht, Hautfarbe, Körpergröße und -behinderungen), an biografischen Wurzeln (wie dem Alter, geografischen und sozialen Herkunft), an biografischen Ankern (wie sexuellen Selbstentwürfen, politischen und religiösen Destinationen) und an situativen Einsätzen (vor allem Leistungen).

Prozesse der Humandifferenzierung lassen sich auffächern in eine Reihe von Stufen der Abstandsvergrößerung des gesellschaftlichen Personals, beginnend mit situativen perzeptiven Unterscheidungen über sprachliche Kategorisierungen, wissenschaftliche und bürokratische Klassifikationen, sozialisatorische Dissimilierungen und räumliche Segregationen, bis hin zu asymmetrischen Differenzierungen wie Alterisierung und Polarisierung (Hirschauer 2021). Salopp formuliert: Menschen stark zu differenzieren heißt, sie in irgendeiner Hinsicht zu unterscheiden und unterscheidbar zu machen, sie sprachlich auseinanderzuhalten, körperlich auseinanderzuentwickeln, sie taxonomisch zu trennen, sie in Gruppen und Gemeinschaften zu organisieren, zu befremden und bestaunen, sie auf- oder abzuwerten, sie räumlich zu trennen und Konflikte zwischen ihnen anzuzetteln. Einige Formen von Humandifferenzierung wirken nur als flüchtige Distinktionen mit situativem Orientierungswert, andere als nur lokal und temporär hochrelevante Trennungen, wieder andere als hartnäckig-ubiquitär mitlaufende Schemata des Alltagslebens und einige als totalinklusive gesellschaftliche Raumteiler mit hohem Konfliktpotenzial. Die Grade der Differenziertheit und die gesellschaftliche Relevanz solcher Teilungen, ihre Reichweite, Ubiquität und Frequenz, variieren also beträchtlich.²

Humandifferenzierung lässt sich im Rahmen dieser analytischen Abgrenzung zunächst als eine Form *kultureller* Differenzierung begreifen: zum einen, weil sie sich in Fällen von nur flüchtigen oder lokalen Differenzierungen auf kognitive, sprachliche und praktische Elemente von Wissensordnungen beschränkt, ohne Folgen für soziale Differenzierung haben zu müssen; zum anderen, weil sie sich mit den ethnozoologischen Selbstbeschreibungen des gesellschaftlichen Personals in Begriffen von Eigenschaften und gruppenähnlichen Kollektiven entwickelt, an die soziologisch kontrolliert – d. h. nicht durch einmaligen »epistemischen Bruch« (Bourdieu/Wacquant 1996), sondern durch fortlaufende konzeptuelle Brechung dieser Selbstbeschreibungen – anzuschließen ist. Zwar besteht die Gesellschaft weder aus Gruppen noch aus Menschen (oder beides

2 Elaborierte Humandifferenzierung beruht auf Entmischungsmaßnahmen und Abstandsgeboten, die Neutralitätszonen und Ambiguitäten tilgen: etwa die räumlichen Abstandshalter der ethnischen Segregation, die rassischen Vermischungsverbote der Apartheid, die religiösen Heiratsregeln, die Konfessionen getrennt und Ehen konfessionell »rein« halten, aber auch die sozialisatorischen Dissimilierungen zwischen Professionen und Sportdisziplinen oder die habituellen Abstandsgebote der Heterosexualität, die ihre Geschlechter vor »falschen« Ausdrucksrepertoires warnen.

nur in spezifischen Fällen), aber in der soziologischen Begriffsbildung muss das Gewicht dieser kulturellen Fiktionen einen angemessenen Platz haben.

Andererseits stehen alle Formen kultureller Differenzierung (auch die von Tieren, Artefakten oder kommunikativen Gattungen) den Formen sozialer Differenzierung nicht einfach gegenüber, diese haben stets auch eine kulturelle Seite. So wie die Humandifferenzierung Personen unterscheiden und erkennen können muss, ist etwa auch die funktionale Differenzierung darauf angewiesen, dass die Kommunikationen (oder die Kommunikateure) sowohl Sachthemen Teilsystemen als auch Personal erkennbaren Rollen zuordnen können, damit klar ist, in welchem Teilsystem sie gerade stattfinden. Und diese operativ-praktische Seite des Differenzierens (ob in Teilsystemen, Organisationen oder Milieus) hat in der Geschichte sozialer Differenzierung auch an Bedeutung gewonnen: Die spätmoderne Pluralisierung von Unterscheidungsdimensionen und Kategorien, die Steigerung der Zahl sozialer Einheiten, ihrer Kombinatoriken und ihrer Individualisierungseffekte macht den situativen Kategoriegebrauch zu einem zentralen Mechanismus der Ordnungsbildung und des Erwartungsaufbaus. In welchen Rollen, Kategorien und Mitgliedschaften begegnen sich Handelnde, Interaktions- und Kommunikationspartner?

Im Folgenden werde ich die Humandifferenzierung nach ihrer analytischen Abgrenzung in dieser Einleitung zuerst in einen Kontext multipler Differenzierungen stellen: als eine Differenzierungsdimension neben anderen (Abschnitt 2). Anschließend werde ich eine differenziertere konzeptuelle Verhältnisbestimmung der Humandifferenzierung zu Formen sozialer Differenzierung versuchen, bei der theoretische Implikationsverhältnisse sowie enge und lose Kopplungen in Betracht zu ziehen sind (Abschnitt 3). Dann werde ich einige empirische Verschränkungen von Differenzierungsformen untersuchen: wie Funktionssysteme neben ihren endogenen Humandifferenzierungen auch selektiv auf bestimmte exogene rekurren, während andere personelle Differenzierungen umgekehrt zur Bildung anderer sozialer Gebilde beitragen (Abschnitt 4). Abschließend werde ich soziale und personelle Differenzierung in einer symmetrischen Doppelperspektive aufeinander beziehen (Abschnitt 5).

2. Der Rahmen: Multiple Differenzierung

Ein Hindernis bei der Öffnung des Blicks auf weitere Differenzierungsformen war die lange debattierte Frage des ›Primates‹ zwischen den »zwei Soziologien« (Schwinn 2004), der sogenannten vertikalen und horizontalen Differenzierung. Niklas Luhmann hatte (ganz auf der Linie der frühen Differenzierungstheoretiker) die marxistische Annahme eines Primats des Wirtschaftssystems mit guten Gründen zurückgewiesen (Luhmann 1997). Seine Gesellschaftsbeschreibung einer nicht mehr durch ständische Hierarchien gehemmten Konkurrenz teilsys-

temischer Leitdifferenzen bot aber schon einen guten Grund, auch noch die Behauptung hegemonialer und nachrangiger Differenzierungsformen (Haupt- und Nebendifferenzierung?) skeptisch zu sehen – egal ob sie nun zugunsten der Bedeutung von Teilsystemen, Klassen oder imaginierten Gemeinschaften ausgehen sollte. Die Suche nach einem ›Primat‹ hatte selbst noch etwas ›Alteuropäisches‹.

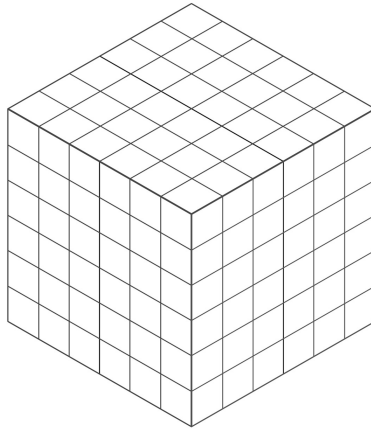
Theoretisch attraktiver und empirisch anschlussfähiger sind mehrdimensionale Modelle gesellschaftlicher Differenzierung, die zum einen das Dual von Teilsystemen und Klassen nicht nur um imaginierte Großgemeinschaften, sondern auch um kleinere Einheiten erweitern, und sich zum anderen für die verschiedenen Konstellationen, Kombinatoriken und Dominanzverhältnisse von Differenzierungsformen öffnen, die fallweise (historisch und regional) variabel zu Ordnungen erster, zweiter oder dritter Reihe werden können. Das Stichwort zu diesem Desiderat heißt »multiple Differenzierung« (Renn 2014, und in diesem Band).³

Eine empirische Ertüchtigung der Differenzierungstheorie zugunsten von Differenzierungsforschung verlangt dabei nach Komplexitätssteigerungen, die durchaus disruptiv auf kognitive Ordnungsgewohnheiten wirken können. So bewegte sich der Streit um den ›Primat‹ noch sicher geführt in einer Art Koordinatensystem, dessen zwei Achsen (die horizontal/vertikal-Unterscheidung) einen ähnlichen Simplitätscharme hatte wie die links/rechts-Unterscheidung in der Politik (Nassehi 2015). Ersetzen wir diesen zweidimensionalen Denkraum einmal durch einen grafischen Ausdruck von Mehrdimensionalität (Abb. 1).

Der Sonderforschungsbereich ›Humandifferenzierung‹ arbeitet hier mit einem entwicklungsoffenen (programmatisch unfertigen) visuellen Denkzeug, einer Heuristik, die sich von Ernő Rubiks ›Cube‹ – einem didaktischen Tool für das Vorstellungsvermögen von Ingenieuren und Kunsthandwerkern – inspirieren ließ: ein Würfel mit sechs Seiten, Schichten und Tranchen. Die Zahl sechs ist dabei genauso wenig zwingend wie das gewohnte topologische Dual des Koordinatensystems. Der Würfel gibt zunächst nur eine grafische Darstellung der Anforderung von Mehrdimensionalität. Wo in den Sozialwissenschaften Studien zur Mikro-, Meso- und Makroebene (in der Politikwissenschaft etwa eine Untersuchung von Bund, Ländern und Gemeinden) als ›Mehrebenenansatz‹ firmiert, steht die visuelle Heuristik des Cube für einen *Mehr-Mehrebenenansatz* und

3 Joachim Renn betrachtet die funktionale Differenzierung nicht als gesamtgesellschaftliche Form, sondern als Strukturmuster einer spezifischen ausdifferenzierten Ordnungsebene der Gesellschaft (für die er den Systembegriff reserviert), die historisch neben anderen teilautonomen Ordnungen der Handlungskoordination entstanden ist. ›Multipel‹ ist für ihn vor allem die Differenzierung von Differenzierungsformen. Auch Joachim Fischer (2013, und in diesem Band) plädiert für eine Heterarchie pluraler Differenzierungsachsen, stellt dabei aber verschiedene empirische *Formen* der Humandifferenzierung in eine Reihe mit dem grundsätzlichen *Modus* der funktionalen Differenzierung (siehe Fn. 10).

Abbildung 1: Grafisches Denkzeug für multiple Differenzierung



indiziert damit eine für empirische Differenzierungsforschung anschlussfähige Komplexität.⁴

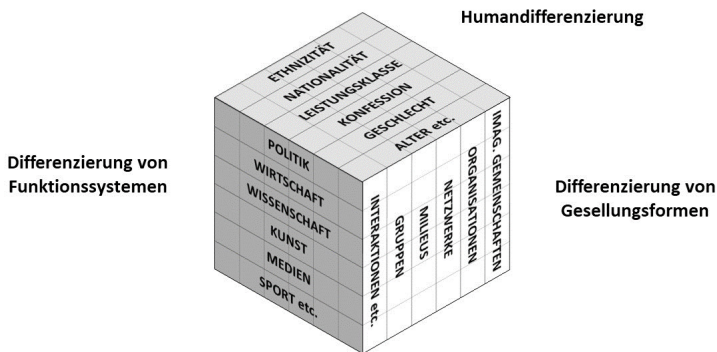
Beschriften wir die Seiten des Cube zunächst mit den drei Kandidatinnen, die in der weiteren Argumentation dieses Aufsatzes im Zentrum stehen: mit einer Handvoll von Funktionssystemen für die funktionale Differenzierung, mit einer Auswahl von Formen der Humandifferenzierung und für die relationale Differenzierung mit einer Reihe sozialer Gebilde, die, anders als die Teilsysteme, besser als *Gesellungsformen* bezeichnet sind, d. h. Entitäten auf Basis verschiedenartiger sozialer Beziehungen, die (anders als soziale Relationen, in denen Personen bloß unwissentlich stehen) eingegangen, unterhalten und beendet werden können (Abb. 2).

Luhmann (1975) sprach für diese dritte Differenzierungsdimension von historisch ausdifferenzierten Ebenen der Systembildung.⁵ Seine triadische Kon-

4 Diese Komplexität soll in diesem Aufsatz auf die analytische Entfaltung eines Raums mit sechs Seiten beschränkt bleiben, die sich als Ansichtsflächen eines händisch wendbaren Denkzeugs darbieten. Der Würfel soll hier nicht wie der von Ernő Rubik auch in innere Bewegung versetzt werden. Er erlaubt aber (wie dieser) eine kreativ-zerstörerische Demontage in 216 Einzelwürfel (z. B. empirische Fälle), deren inter- wie intrasektionaler Platz im Gesamtbild von den sechs Seiten her bestimmt werden kann.

5 Tatsächlich könnte man die Unterscheidung von Gesellungsformen im Rahmen der Systemtheorie auch als eine zweite sachliche Differenzierung begreifen, die neben dem Funktionssystem auch den Systemtyp bestimmt. Die gängige Gleichsetzung der Unterscheidung funktional/stratifikatorisch mit sachlich/sozial ist jedenfalls ungenau, da beide Sinndimensionen bei Luhmann breiter angelegt sind (also verschiedene Differenzierungsformen enthalten können). Er selbst meinte auch, die Sinndimensionen habe er 1971 (Luhmann 1971) nur phänomenologisch gesetzt, er habe dafür »bis heute [1991 S. H.] noch keine vernünftige Begründung« (Luhmann 2002: 238 f.).

Abbildung 2: Differenzierungsformen in einem Mehr-Mehrebenenansatz 1



struktion (Interaktion, Organisation, Gesellschaft), die Organisationen sachlich ins Zentrum stellte, wollte sich von der dualen Mikro-/Makro-Unterscheidung absetzen, fiel aber zugleich hinter deren flexiblen Zoom-Charakter (Gruppen z. B. zugleich als Mikro- oder Makroobjekt zu beleuchten) durch eine Reifikation von nur drei Systemtypen zurück, was die Variabilität sozialer Gebilde zwischen Interaktionen und Gesellschaft drastisch auf Organisationen verkürzte. Wie nur sollten sich z. B. Dyaden, Gruppen, Milieus, Publika, Netzwerke, Schwärme, soziale Bewegungen oder imaginierte Gemeinschaften ohne Subsumtionsakrobatik dieser Dreiertypologie fügen? (Hirschauer 2015) Zur Fortentwicklung der Typologie ist hervorzuheben, wie stark Luhmanns Unterscheidung der Grenzbildungsmechanismen Anwesenheit, Mitgliedschaft und Erreichbarkeit implizit auf die Qualität sozialer Beziehungen (von Kopräsenten, Mitgliedern und Telekommunikationsteilnehmern) rekurrierte.

Zugleich fehlt neben den formalisierten Beziehungen in Organisationen und den medienvermittelten in Netzwerken die Unterscheidung von Bekannten und Unbekannten, die in Nahbeziehungen Gruppen von bloßen Ansammlungen trennt, in Fernbeziehungen Gruppen, Gemeinschaften und Netzwerke. Ein weiterer elementarer Unterschied zwischen den Gesellschaftsformen ist, dass sich einige recht gut systemisch beschreiben lassen, da sie mit einer klaren innen/außen-Differenz operieren (z. B. Interaktionen, Paare, Organisationen), Netzwerke, Milieus und imaginierte Gemeinschaften dagegen nicht.

Die systematische Relevanz differenzierter Gesellschaftsformen im Rahmen multipler Differenzierung liegt darin, dass eine Theorie der Gesellschaft sich nicht allein ›reichweitenstark‹ auf deren Großbausteine beschränken kann, sie muss für eine zureichende *Tiefenschärfe* auch Meso- und Mikrostrukturen der Ge-

sellschaft (bis hin zur milliardenhaften Dyadizität des privaten Lebens) kategorial gerecht werden können. Eine mikrosoziologische Vertiefung der Gesellschaftstheorie kompliziert auch die Frage, ob sich große gesellschaftliche Einheiten nun arbeitsteilig, hierarchisch oder als homologe Parallelstrukturen zueinander verhalten, denn dies klärt noch nicht, wie kleinere und größere Einheiten ineinander verschachtelt sind und ihre Differenzierungen Randbedingungen *füreinander* schaffen: gesellschaftliche Voraussetzungen von Interaktionen wie interaktive Voraussetzungen der Weltgesellschaft (Knorr/Brügger 2002; Heintz 2007, 2015).

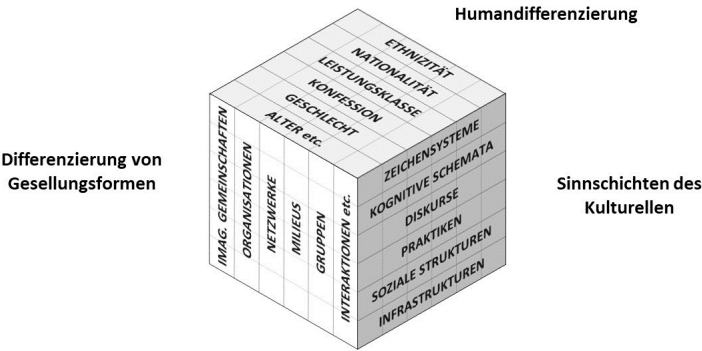
Drei weitere mögliche Kandidatinnen für Differenzierungsformen seien hier nur kurz perspektivisch skizziert. Die erste betrifft die *Differenzierung des Kulturellen* in verschiedene Ebenen, in denen sinnhafte Phänomene prozessiert werden. Die soziologische Theorie arbeitet hier gern mit Dualismen, die Soziales und Kulturelles wie Hard- und Software aufspalten (etwa Kroeber/Parsons 1958; Luhmann 1980; Lamont/Molnar 2002), was weder der ontologischen Heterogenität soziokultureller Phänomene gerecht wird noch ihren unterschiedlichen Aggregatzuständen von fluider Diskursivität bis zur materiellen Infrastruktur, dem »Körper der Gesellschaft« (Joerges 1996). Dieser Heterogenität, die etwa Foucault (1976) und Latour (2007) demonstrieren, wird Luhmanns sozialtheoretische Verengung von Sozialität auf Kommunikation in keiner Weise gerecht.⁶

Joachim Renn bezeichnet als »kulturelle Differenzierung« (neben der Pluralisierung von Milieus, die sich voneinander abgrenzen) eine Differenzierung von *Modi* des Kulturellen (2014: 10 f.) und unterscheidet (ähnlich wie Habermas Lebenswelt und Diskurs) impliziten habituellen Hintergrund von expliziter Semantik. Diese methodologisch wichtige Unterscheidung würde aber im Rahmen einer Wissenssoziologie (ohne Beteiligung materieller Kultur) verharren. Offener für ontologische Heterogenität und ebenfalls jenseits der dualen Aufspaltung (z. B.) von »Gesellschaftsstruktur und Semantik« ist die Annäherung von Kulturellem und Sozialem durch Auffächerung. Dann lassen sich analytisch etwa folgende *Sinnschichten des Kulturellen* unterscheiden: *Zeichensysteme* (vor allem sprachliche Strukturen), *Diskurse* verschiedener Niveaus und Provenienz, *kognitive Schemata* (Einstellungen, Stereotype, Rahmen, Imaginationen), *sitierte Praktiken* (Handlungen, Verhaltensweisen, Routinen), *soziale Strukturen* (Assoziationen von Aktivitäten, Akteuren und Aktanten) sowie *materielle Infrastrukturen*

6 Ein gutes Beispiel für die Aufnahme ontologischer Heterogenität ist Rogers Brubakers Dekomposition imaginierter Gemeinschaften als Konglomerat folgender Elemente: »praktische Kategorien, situatives Handeln, kulturelle Redensarten, kognitive Schemata, diskursive Deutungsmuster, organisatorische Routine, institutionelle Formen, politische Projekte und zufällige Ereignisse« (Brubaker 2007: 22).

(habitualisierte Körper, Technologien, Verkehrswege etc.) (Hirschauer/Nübling 2021).⁷

Abbildung 3: Differenzierungsformen in einem Mehr-Mehrebenenansatz 2



Die methodische Bedeutung dieser Auffächerung von Sinnschichten liegt darin, flexibel darauf eingehen zu können, dass soziokulturelle Prozesse eben einer relativ selbstständigen kognitiven oder einer diskursiven, praktischen, körperlichen oder technischen Logik folgen können. Ihre theoretische Bedeutung liegt darin, neben dem Gestaltwandel von historischen Phänomenen ihre *unabhängige Variation* denken zu können: dass sich ein Phänomen in einer Sinnschicht der Gesellschaft aufdrängt, in einer anderen fehlt oder in einer verflüchtigt, aber dafür in anderen funktional äquivalent substituiert oder gar überkompensiert wird.

Für die zwei weiteren Seiten eines sechseitigen Denkzeugs empfiehlt sich eine stärkere Öffnung über die soziologische Theorie hinaus. Parsons' Unterscheidung segmentärer, stratifikatorischer und funktionaler Differenzierung enthielt selbst eine korrekturbedürftige Form asymmetrischer Differenzierung, nämlich die Distinktion der europäischen Moderne innerhalb vergangener und

7 Die ›Sinnschichten‹ gruppieren sich um das Dual von Praktiken und Diskursen. Aus der Perspektive von Diskursen – Strömen der Sprach- und Bildkommunikation – erscheinen Praktiken nur als jene Form kultureller Selbstrepräsentation, die sich durch Körper artikuliert. Umgekehrt entstehen und zirkulieren Diskurse aber auch nur in einer Klasse von Praktiken des Zeichengebrauchs (wie Schreiben, Lesen, Filmen). Ihr Verhältnis lässt sich kurz so bestimmen: Diskurse bieten der Praxis eine *semantische* Infrastruktur, so wie ihr Körper, Technologien und Stadtlandschaften *materielle* Infrastrukturen bieten. Die Praktiken als verkörperte Kulturtechniken vermitteln also zwischen der materiellen Kultur und den Symbolsystemen (Hirschauer 2016: 58 f.).

gegenwärtiger Gesellschaftsformen. Anstelle dieser Stufenfolge ließe sich unsere visuelle Heuristik für den gedanklichen Raum öffnen, den die zwei anderen Gesellschaftswissenschaften neben der Soziologie beanspruchen: die Ethnologie, die ihren Gegenstand im klaren Dissens mit eurozentrischen Gesellschaftsbildern räumlich strukturiert – und dies nicht nur als deskriptive Unterscheidung von ›Area-Studies‹, sondern auch als systematische Untersuchung der Verflechtung räumlicher Segmente und Parallelstrukturen, von Situativem, Lokalem, Regionalem und Globalem (Bierschenk/Lentz/Krings 2013) –, und die Geschichtswissenschaft, die ihren Gegenstand im klaren Dissens mit soziologischen Modernismen temporal strukturiert – und dies nicht nur als deskriptive Zäsurierung von Zeiträumen, sondern auch als Unterscheidung der Kurz- oder Langwelligkeit historischer Prozesse auf verschiedenen Zeitebenen (Braudel 1992).⁸ Ein mehrdimensionaler Denkraum wie der vorgeschlagene könnte also auch sozial- und kulturwissenschaftliche Denkstile verbinden: Die kulturwissenschaftliche Generalisierungsskepsis sucht stets nach historischer und kultureller Varianz und scheut die vergleichende Theoriebildung; die soziologische Theorie sucht die abstrakte Systematik und vernachlässigt die empirische Fallspezifikation, während sie in ihren Verallgemeinerungen oft genug implizit von partikularen empirischen Modellfällen ihrer je lokalen Gegenwartsgesellschaft heimgesucht wird (Hirschauer 2008).

Multiple Differenzierung heiße im Sinne unserer kleinen visuellen Heuristik, sich Gesellschaftlichkeit als eine umfassende Einheit unterschiedlich aufgefächert vorzustellen: gegliedert nach Funktionssystemen (bzw. Feldern), nach Gesellschaftsformen unterschiedlicher Größenordnung und Qualität, nach Teilungen ihres Personals, nach Sinnschichten, in denen sie prozessiert wird, nach Regionen und in historischen Ungleichzeitigkeiten, in denen sie sich verschieden darstellt. Gesellschaft ereignet sich in *regional* variabel gezogenen, *historisch* gewordenen und aktuell vergehenden Differenzierungen, die in *ontologisch* heterogenen Sinnschichten prozessiert werden und die mit *sozialen* Einheiten und *gesellschaftlichen* Teilsystemen variabel verknüpft sind. Die Humandifferenzierung steht in diesem Ensemble für die Gliederung des Personals der Gesellschaft – nur eben nicht als jene ›Zusammensetzung der Bevölkerung‹, die die Sozialstrukturanalyse und amtliche Statistik mit ihren eigenen Kategorien beschreibt und über-

8 Braudels Zeitebenen erlauben zum einen eine variable Beschreibung der Agency in historischen Prozessen: von den kontingenten Verläufen von Schlüsselereignissen der *courte durée* über die von Akteuren und Gruppen stärker abgelöste Agentivität von materiellen Settings oder Diskurslagen der *moyenne durée* bis zu den epistemischen Brüchen, institutionellen Umbrüchen und gesellschaftsstrukturellen Verschiebungen der *longue durée*. Zum anderen geben sie Spielraum für Ungleichzeitigkeiten: dass entwertete soziokulturelle Unterscheidungen nicht flächendeckend verschwinden, sondern in kulturell entschleunigten Reservaten lebendig gehalten werden, sodass Diskrepantes aus unterschiedlichen Zeitaltern koexistiert (Reckwitz 2021: 96 f.). Wir sind nie nur modern gewesen.

schreibt, sondern so, wie soziokulturelle Prozesse ihr Personal endogen strukturieren. Diese Selbststrukturierung hat ein Eigengewicht, dass die kultursoziologische Differenzierungsforschung nicht ignorieren kann, ohne einen Realitätsverlust in Kauf zu nehmen.⁹

Was könnte so eine visuelle Heuristik leisten? Vielleicht dreierlei: Sie könnte *erstens* eine mehrdimensionale forschungsstrategische Verortung von Gegenständen erlauben, die zur Markierung eines zweifachen Lückenbewusstseins beiträgt – einerseits mit Blick auf die hohe Selektivität von Fallstudien, andererseits mit Blick auf die meist implizit bleibende paradigmatische Fallbezogenheit theoretischer Verallgemeinerungen: eine doppelte Aufforderung zur Fallspezifikation. *Zweitens* könnte sie die Anforderung zu einer mehrfachen Mehrebenenanalyse ausdrücken, auch wenn sich diese nie in einzelnen Forschungsprojekten, sondern nur in diachron kumulierten oder synchron verbundenen Studien einlösen lässt. Soziokulturelle Phänomene haben nicht nur einen geografischen und historischen Index, sie sollten idealerweise auch in verschiedenen Feldern, unterschiedlich skalierten Gesellungsformen und in ihren heterogenen Sinn-schichten betrachtet werden. *Drittens* könnte ein Mehr-Mehrebenenansatz die faktische empirische Varietät nicht bloß ›kunterbunt‹ entfalten, sondern in systematische Relationen setzen. Ein Phänomen, dass in Diskursen hochpräsent ist, kann in Praktiken und Infrastrukturen abwesend sein; ein Phänomen, das Teilsysteme und Organisationen nicht tangiert, kann ungleichzeitig in Interaktionen reüssieren; eine gemeinschaftliche (etwa religiöse) Differenzierung, die sich in bestimmten Weltregionen als Teilsystem einhegen lässt, kann andernorts zu einer alles dominierenden Größe eskalieren. Zwischen Sinnschichten, Gesellungsformen und Teilsystemen können die Erscheinungsformen soziokultureller Phänomene ebenso unabhängig variieren wie zwischen Regionen und Epochen. *Gegenläufige Prozesse* hätten mehr Spiel als in einer evolutiven oder modernisierungstheoretischen Logik.

Natürlich ist eine Heuristik noch kein Theorem. Sie beschert einem an Koordinatensystemen oder Kreuztabellen geschulten Denken das Folgeproblem der Konfundierung von Ebenen: Schon die Reduktion auf zwei Differenzierungsformen gelang ja nicht völlig trennscharf. Denn dass die funktionale, eng mit Orga-

9 Hier folge ich Alfred Schütz und William Thomas. Eine Illustration: Humandifferenzierung in Interaktionen, Beziehungen, Gruppen etc. arbeitet mit einem Schema, durch das Ego Alter als gleich oder ungleich, also homo- oder heterosozial platziert. Teilnehmer *metakategorisieren* sich auf Basis ihrer reziproken kategorialen Zuordnungen (d. h. im Rahmen eines wir/die-Schemas). Ohne die Perspektive der Klassifizierenden lässt sich daher gar nicht soziologisch bestimmen, worum es sich bei einer Beziehung handelt – weder durch eine Sozialstrukturanalyse, die nur zu den (untersuchungsbedürftigen) Formen der Fremdkategorisierung beiträgt noch durch Gesellschaftstheorien, die davon ausgehen, dass soziale Relationen nur entweder ›über den Köpfen‹ oder ›hinter dem Rücken‹ der Individuen gestiftet werden (Renn 2016: 247) und nicht auch ›in ihren Händen‹ (Wahrnehmungen, Einstellungen, Praktiken, Diskursen etc.).

nisationen verknüpfte Differenzierung ohne Stratifikation von Teilsystemen laufe, ist kontrovers geblieben. Jede Überschreitung des Differenzierungsdualismus (auch schon die Hinzunahme nur einer ›kulturellen Achse‹) macht ein halbwegs überschneidungsfreies Nebeneinander hinfällig. So ist bei einer Multiplizierung von Differenzierungsformen die Staatsangehörigkeit verknüpft mit der Organisation des Staates, den Funktionssystemen Politik und Recht und der imaginierten Gemeinschaft Nation. Diese Konfundierung ist ein unvermeidlicher Effekt der faktischen *Ko-Konstitution* von Humandifferenzierungen und Formen sozialer Differenzierung. Immerhin sollten die verschiedenen Seiten unserer grafischen Heuristik konkurrierende Perspektivierungen bieten, die ihre Bezugnahmen einfordern – mit dem Ziel und um den Preis, der Differenzierungstheorie zunächst einmal mehr empirische Komplexität zuzumuten.

Wie auch immer man dabei in der Systemtheorie die Zahl ausdifferenzierter Teilsysteme ansetzen will – sind z. B. zwölf angemessen (Schimank 2011) oder zehn? (Stichweh 2014: 10f.) –; oder wie man in der Theorie der Humandifferenzierung deren relevanteste Formen bestimmt; oder wie man die Zahl und Bezeichnung der wichtigsten Dimensionen der multiplen Differenzierung bestimmen mag – in jedem Fall erwächst dieser Annahme multipler Differenzierung eine Folgefrage, die anspruchsvoller ist: die nach der konzeptuellen Verhältnisbestimmung. Sie sei im Folgenden einmal aus der Perspektive der Humandifferenzierung angegangen.

3. Konzeptuelle Verhältnisbestimmungen

So wie eine systemtheoretische Makrosoziologie intradimensional nach den Leistungsverhältnissen und Interdependenzen von Teilsystemen fragt oder eine politische Soziologie sich für die Beziehungen zwischen Gesellungsformen wie Aktivistengruppen, Sympathisantennetzwerken und politischen Organisationen interessieren kann, so gehört zu den Forschungsfragen einer Soziologie der Humandifferenzierung die empirische Interaktion ihrer verschiedenen Formen untereinander, also etwa das Konkurrieren und Interferieren der Alters- mit der Geschlechterdifferenzierung, der ethnischen mit der religiösen: Wie werden Differenzen je zeitweise hochgespielt, wie andere zurückgedrängt und klein gehalten? Wann überlagern, verstärken oder relativieren sie einander? Welche Differenzierung dominiert unter welchen Bedingungen?

Die Frage nach Interferenzen und Konkurrenzen geht über die Untersuchung ›intersektionaler‹ Kreuzungen von Kategorien (Crenshaw 1994) mehrfach hinaus. Sie beschränkt sich weder auf wenige vorab prämierte Unterscheidungen noch auf solche mit Ungleichheitsrelevanz. Vor allem zielt sie auf die *Konstitution* der im Intersektionsansatz analytisch vorausgesetzten Differenzierungen. So werden etwa Alters-, Klassen- und Geschlechterdifferenz zeitgleich

›mehrstimmig‹ im Gebrauch von Eigennamen, Personenkategorien (›Dame‹), Grußformen und Selbstdarstellungen hergestellt und vollzogen. Dabei kann es sich um bloße kategoriale Brechungen handeln, die etwa die Geschlechterdifferenz durch Altersdifferenzen deklinieren (›Mädchen‹, ›Seniorin‹ etc.), aber auch um weitreichende Absorptionen, in denen sich eine Unterscheidung eine andere einverleibt. So wurden Klassen im ihre Geschlechter distinguierenden Bürgertum durch Geschlechtsabstände dargestellt, ›Rassen‹ durch drastische Deklassierung (Versklavung) profiliert, und so wird die Geschlechtsverschiedenheit in Paaren bis heute durch Altersabstände konturiert (Hirschauer 2019: 19 f.).

Im Folgenden soll es aber nicht um solche intradimensionalen Beziehungen gehen, sondern um die von Armin Nassehi (2017) aufgeworfene Frage einer *Verhältnisbestimmung* der Humandifferenzierung zu anders ansetzenden Differenzierungsmodi, die sich in einem Denkraum multipler Differenzierung umso drängender stellt. Nassehis eigener Vorschlag lautet so: Die funktionale Differenzierung der Gesellschaft habe keinen Platz mehr für ganze Menschen und Großgruppen. Unterscheidungen wie ›Rasse‹, Geschlecht oder Ethnizität stünden aber, gerade weil sie nicht mehr primären gesellschaftlichen Strukturen entsprechen, dafür zur Verfügung, in ihrer kulturellen Ordnungsfunktion hochgefahren und in der sozialen Praxis dramatisiert zu werden. Die Folge der gesellschaftsstrukturellen *Unterbestimmung* des Menschen sei die aktuell wahrnehmbare kulturelle Überbestimmung von Gruppenzugehörigkeiten (Nassehi 2017: 56). Man könnte sagen: Mit der Humandifferenzierung plustert sich der strukturell unterbestimmte Mensch noch einmal als Zugehörigkeitswesen auf.

Dieser Vorschlag platziert die Humandifferenzierung als Epiphänomen funktionaler Differenzierung, folgt also noch dem Modell eines ›Primats‹. Das macht ihn nicht falsch – ein solches Dominanzverhältnis könnte sich (in einigen Regionen der Weltgesellschaft) durchaus als empirisch triftig erweisen –, aber was impliziert er systematisch? Eine erste Implikation scheint mir das bekannte evolutionäre Narrativ: In segmentär differenzierten Gesellschaften wurden Menschen primär als zu ›uns‹ gehörig (ethnisch) sowie nach Alter und Geschlecht bestimmt, in der ständischen Gesellschaft primär als Zugehörige zu gesellschaftlichen Strata. Menschen gehörten zu Gruppen und zu Positionen in der Gesellschaftsstruktur. Mit der Umstellung auf funktionale Differenzierung wurde diese Dominanz der Statusdifferenzierung dadurch abgelöst, dass sich Menschen primär als bloße Rollenträger begegnen.

Ältere Formen der Humandifferenzierung werden in diesem Ansatz auf sekundäre Ordnungsformen abgeschoben, etwa auf andere Systemtypen als die Gesellschaft (Interaktion und Organisation) oder auf andere Sinnschichten (›Semantik‹ und Praxis) jenseits sozialer Strukturen. So kann man annehmen, dass die Nationen für das politische System der Industriegesellschaft noch einmal Gemeinschaften fingierten, die »für eine Erzählbarkeit der Gesellschaft« sorgten (Nassehi 2017: 72) oder dass ›Rassen‹ Formen der Unterscheidung sind,

die noch Rückhalt in entscheidungsfreien Zugehörigkeiten suchen. Die kulturelle Ordnungsfunktion wäre gegenüber der primär gesetzten funktionalen Differenzierung von Teilsystemen subordiniert. Eine Verhältnisbestimmung im Denkraum multipler Differenzierung würde anders ansetzen: Es ist zwar möglich, dass Humandifferenzierungen zu einer Ordnungsbildung der zweiten oder dritten Reihe werden, aber die funktionale Differenzierung hat grundsätzlich ernsthafte Konkurrenz in anderen Formen der Ordnungsbildung. Modern ist eine *Heterarchie* von Formen sozialer Differenzierung. Es ist fallweise zu bestimmen, welche sich (nationalhistorisch, regional, situativ) durchsetzt.¹⁰

Eine weitere Implikation von Nassehis Vorschlag ist, dass die Beanspruchung von Menschen als Rollenträger nicht auch eine Form von Humandifferenzierung sei. Sie ist ebenso korrekturbedürftig wie die typologische Kontrastierung zu Beginn dieses Aufsatzes. Eine erste sinnvolle Verhältnisbestimmung von funktionaler und Humandifferenzierung scheint mir, Rollen als eine spezifische Form der Humandifferenzierung zu begreifen. Die Unterscheidung von Ethnien, Geschlechtern, Altersklassen etc. konnte nur deshalb als ›von außen‹ ins Koordinatensystem drängende kulturelle Differenzierung erscheinen, weil sich Theorien funktionaler und stratifikatorischer Differenzierung bislang *implizit* auf spezifische Formen der Humandifferenzierung gestützt haben, die sie nicht als solche, sondern nur als teilsystemische Schablonen begriffen. Die stratifikatorische Differenzierung favorisiert gesellschaftsweit wirksame *Status*, also Rangpositionen, die Menschen innehaben, und rekurriert dabei primär auf soziale Herkunft, Bildungs- und Berufspositionen. Die funktionale Differenzierung mit ihrem hochselektiven Zugriff auf Personen favorisiert die feldspezifische *Rollendifferenzierung*, während die soziale Differenzierung von Gesellungsformen Menschen in *relationalen Kategorien* (wie Bekannte, Passanten, Kolleginnen, Genossen) typisiert.

Gesellschaftstheorien verallgemeinern mit dieser Implikation auch bestimmte *Formen des Zugehörens*, über die Personen sozialen Einheiten verbunden sind. Die klassentheoretische Vorstellung von sozialen Klassen sieht Individuen eingeschlossen in ein soziales Gefängnis: Im ›Habitus‹ kommt ihr individuelles Sein so mit der Sozialorganisation zur Deckung, dass diese ihnen eine ›totale Identität‹ verschafft – etwa so wie bei Durkheims ›Kollektivbewusstsein‹ und den Angehörigen einfacher, gruppenartiger Gesellschaften. Die Menschen in segmentär differenzierten oder ständischen Gesellschaften waren nicht Einzigartige, son-

10 Fischer spricht in diesem Sinn von einem »Dauerkonflikt zwischen den Differenzierungsachsen um den Primat in der Gesellschaft« (2013: 57). Gleichwohl lassen sich seine Überlegungen insofern als Invertierung von Nassehis Perspektive lesen, als er die funktionale Differenzierung ans Ende einer Reihe ausgewählter Fälle von ›Achsen‹ der Humandifferenzierung (Generationen, Geschlechtern, Populationen, Regionen und Weltanschauungen) stellt, die in biologisch gegebenen »Differenzlinien des Lebens« (Fischer 2013: 52) begrenzt und fundiert seien. Dann hätte man anstelle eines Primats der funktionalen Differenzierung einen ontologischen Primat des ›Lebendigen‹.

den Kollektiven Zugehörige. Die idealtypische differenzierungstheoretische Vorstellung ist, dass Menschen in der Kombinatorik von wählbaren Zugehörigkeiten zu verschiedenen sozialen Kreisen an Individualität gewinnen. Man gehörte immer nur einer Klasse bzw. einem Stand an, und zwar als ganze Person, während man immer in mehrere Funktionssysteme einbezogen ist, aber nur über den Ausschnitt einer Rolle. Während Klassentheorien ihre Humandifferenzierungen also strukturell zentral setzen, ist die Relevanz von Rollen von vornherein feldspezifisch limitiert gedacht. Rollendifferenzierung ist mit einer Pluralisierung und Schwächung (Enttotalisierung) von Zugehörigkeiten zu sozialen Einheiten verbunden.¹¹ Aber beide gesellschaftstheoretischen Perspektiven verallgemeinern eben spezifische Fälle von Humandifferenzierung.

Auch die Annahme, dass Rollen weder gesellschaftliche Großgruppen noch ›Menschensorten‹ herstellen, die Rollendifferenzierung also nur feld- oder situationsspezifische Schablonen zur temporären Unterscheidung von Personen böte, stützt sich implizit auf bestimmte Fälle: den Fall der frei gewählten und leicht kündbaren Rolle in Arbeitsorganisationen und die Inklusion in die Publikumsrollen der Teilsysteme. Das Format der Rolle umfasst aber ein beträchtliches Spektrum: von flüchtigsten Interaktionsrollen (wie Sprecherin/Zuhörer) über die punktuell eingenommenen Publikumsrollen bis zu temporären Zwangsmitgliedschaften (wie Schülern oder Insassen) und biografisch prägenden Leistungsrollen. Gerade Berufe sind nicht lose mit Personen assoziierte Rollen, sondern in Selbstverständnis wie Fremdwahrnehmung hoch rangierende Zugehörigkeiten, deren Inhaber sich auch in (quasi-ständischen) Professionen, also großen gesellschaftlichen Einheiten organisieren. Auch im Rahmen von Rollen gibt es also neben flüchtigen Zugehörigkeiten auch biografisch prägende und stark vereinnahmende. Sie stehen Personen nicht bloß inkludierend offen, sie entlassen sie vielmehr nicht ohne weiteres. Darüber hinaus rekurrten viele Funktionssysteme und Organisationen (etwa in Bildung, Wirtschaft oder Sport) als Inbegriff ihrer Sachlichkeit auf die Leistungsklassifikation als Form von Humandifferenzierung.

Eine zweite Antwort auf die Frage nach der Verhältnisbestimmung soll diese Frage über die funktionale Differenzierung hinaustreiben: Wie verhält sich die Differenzierung von Personen zur Differenzierung soziokultureller Einheiten? Hier wird man zunächst Fälle *enger und loser Kopplungen* unterscheiden müssen. Bisher ging es um enge Kopplungen. So wie die stratifikatorische Differenzierung

11 Das gilt auch für imaginierte Gemeinschaften. Sie unterscheidet vieles von den älteren Kollektiven (wie Ethnien und Klassen), darunter der Plural der Zugehörigkeiten und die dadurch reduzierte biografische Alternativlosigkeit (›Klassenschicksal‹, ›Kollektivbewusstsein‹). Der differenzierungstheoretische Gedanke der simultanen Teilhabe an den Funktionssystemen lässt sich eben auch auf die an verschiedenen, Lebensformen anleitenden Hintergrundsprachen ausdehnen (Reckwitz 2008).

der Gesellschaft eng an die von Status gebunden ist¹² und die funktionale Differenzierung eng an die von Rollen, so gibt es auch enge Kopplungen bei solchen Fällen der Humandifferenzierung, die in einem Verhältnis der *Ko-Konstitution* zu imaginierten Gemeinschaften stehen: zu Nationen, Konfessionen, Ethnien oder Generationen. Individuen beziehen von solchen imaginierten Gemeinschaften einen Gutteil ihres Selbstverständnisses, während Gemeinschaften umgekehrt aus emblematischen (sprachlichen, vestimentären, habituellen) Verkörperungen durch Einzelne ihren inszenatorischen Zusammenhang beziehen. Den Realabstraktionen der Codevermittlung zeitlich und räumlich entlegener Kommunikationsbeiträge (etwa auf Märkten) steht hier die *Realkonkretion* riesiger imaginierter Gemeinschaften (etwa ›Muslime‹) in verkörperten Exemplaren gegenüber.¹³

Für andere Fälle der Humandifferenzierung, etwa nach Alter und Geschlecht, gilt so eine enge Kopplung nicht. Die relevanten sozialen Gebilde sind hier nicht imaginierte Großgemeinschaften, sondern andere gesellschaftliche Bausteine wie Dyaden, Gruppen oder Netzwerke. So setzt sich eine Schulklasse aus Altersgleichen zusammen, eine Familie aus Altersverschiedenen, eine Frauengruppe aus Geschlechtsgleichen, die Mehrheit der Paare aus Geschlechtsverschiedenen. Und die Geschlechterdifferenzierung bezieht ihren gesellschaftlichen Sinn inzwischen auch weit überwiegend aus dyadischen Beziehungen (Hirschauer 2017b) und nicht mehr aus segregierten Gemeinschaften oder sozialen Bewegungen. In solchen Fällen ist nicht zu fragen, welche Differenzierungen der Gesellschaft welche Formen der Humandifferenzierung implizieren, sondern *umgekehrt*, auf welche Formen personeller Differenzierung welche sozialen Gebilde rekurren und aufbauen.

Eine noch losere Kopplung liegt vor, wenn sich auch keine solchen Gesellungsformen mehr finden, sondern Menschen nurmehr imaginierten Personenklassen (etwa nach Leistung, Dis/ability, Attraktivität oder Lebensstilen) *ohne* starke Entsprechung in der Sozialstruktur zugeordnet werden – einfach gebunden an kulturell gesetzte, wahrnehmbare Marker. Lose Kopplung von sozialer und personeller

12 Die soziale Klasse kann daher sowohl als Fall von Humandifferenzierung, nämlich als soziale Herkunft, habituelles Erbe und sich selbst distinguierendes Milieu (›Klasse für sich‹), als auch als sozialwissenschaftlich konstruierter kollektiver Großbaustein der Gesellschaft aufgefasst werden.

13 Seit Max Weber ist die Soziologie gemeinschaftskritisch darin geübt, der irreführenden Konkretheit kategorialer Zugehörigkeiten als gemeinschaftliche Selbsttäuschung der Gesellschaft zu misstrauen. Mit den weltgesellschaftlichen Realabstraktionen von lebensweltlichen Sozialformen sind deren Grenzziehungen aber nicht bedeutungslos geworden (Renn 2014: 173 ff.). Auch in der Spätmoderne bieten sich Menschen, die sich gerne als ›autonome Akteure‹ verstehen, nach wie vor als primäres Ausdrucksmittel und Anschauungsmaterial der Gesellschaft an. Sie tragen die symbolischen Grenzen zwischen Kategorien, imaginierten Gemeinschaften, Klassen und Funktionssystemen auf der Haut, auf dem Kopf, in der Gestik und in den Sprechweisen.

Differenzierung heißt dann, dass die Humandifferenzierung primär an den Individuen ansetzt und sich oft nur in Wissensordnungen, Praktiken und Habitus niederschlägt, sekundär aber auch Formen der Vergemeinschaftung hervorbringen kann, wenn sie zu Gebilden wie Gruppen oder Bewegungen Anlass gibt. Die Unterscheidungen, die an Menschen gemacht werden, sind eben nicht allein epiphenomenale Effekte der Gliederungen der Gesellschaft (enge Kopplung), sie folgen auch noch anderen soziokulturellen Funktionen.¹⁴

Eine losere Kopplung von personeller und sozialer Differenzierung impliziert auch eine losere Bindung von Personen an soziale Einheiten. Diese Einheiten, denen sich Menschen verbunden fühlen, werden einerseits weltgesellschaftlich größer und abstrakter (Staatenbünde, Großorganisationen, Marktsegmente), andererseits kleiner und flüchtiger. Das Zahlenwachstum kleinerer Gesellungsformen 110 Jahre nach Simmels ›Soziologie‹ (Netzwerke, Milieus, Szenen, Neogemeinschaften usw.) hat deren Bindungseffekte weiter reduziert. Manche bieten statt etatistischer ›Mitgliedschaft‹ in Großorganisationen und Vereinen bloße Teilnahme an Lebensstilen, Konsumpräferenzen oder Kommunikationsströmen. Das tangiert auch die noch stark inklusive Kreismetapher Simmels, die Individuen noch recht positional dachte: Individualisierte Zeitgenossinnen wechseln oft nicht mal mehr konturierte Kreise, sondern assoziieren sich nur mehr in schwach begrenzten Strömungen und Netzwerken, in die sie temporär eintauchen (Diehl/McFarland 2010). Die Zugehörigkeit, die in Individuen kategorial gebundene Sozialität, wird in solchen Fällen zur bloß temporären Assoziation.

Versuchen wir vor dem Hintergrund des bisher Gesagten das Verhältnis von personeller und soziokultureller Differenzierung systematischer darzustellen, lassen sich vier *Differenzierungsmodi* und einige von ihnen priorisierte *Personenformate* (Renn 2016: 275) unterscheiden. Als Differenzierungsmodi seien funktionale, positionale, relationale und kategoriale unterschieden. Der Begriff Personenformat erfasst gut, dass personelle Differenzierungen Menschen auf verschiedene Weise (aspekthaft) perspektivieren. So können sie für Teilsysteme bloße numerisch adressierbare *Inklusionsobjekte* (Renn 2016: 273, etwa als Leistungsberechtigte) sein. Allerdings kann es nicht allein um die Perspektive

14 Anstelle einer allgemeinen kulturellen Ordnungsfunktion, wie sie Nassehi (2017) der Humandifferenzierung zuschreibt, wäre in einem funktionalistischen Rahmen (also ohne Rekurs auf historisch-genetische Erklärungen) spezifischer zu fragen, für welche Probleme welcher sozialen Einheit Humandifferenzierung jeweils eine Lösung bietet. Geschlechter z. B. gibt es, solange Gesellschaften Paare nur im Rekurs auf die Geschlechterdifferenz bilden, die Dramatisierung religiöser und ethnischer Differenzen ist funktional in Bezug auf die Bildung imaginierter Gemeinschaften und die Stimulierung von Konflikten, die Leistungsklassifikation in Bezug auf die Bildung meritokratisch legitimer Hierarchien. Weitere mikrosoziale Funktionen der Humandifferenzierung liegen etwa in der interaktiven Diagnostik für die schnelle Klärung angemessener Umgangsformen, in der Stereotypisierung für eine präreflexiv-automatische Einstellung von Erwartungen oder in situativen Abstandsregeln für die Darstellung sozialer Beziehungen.

formierter sozialer Gebilde auf Personen gehen (bei Renn sind dies Teilsysteme, Organisationen und Milieus), weil dies die Fälle personeller Differenzierung ohne ausgeprägte Gesellungsformen ausschliesse. Der Begriff sollte auch die Perspektive von Personen aufeinander umfassen und meint dann *Modi sozialer Zugehörigkeit*. Der multiplen Differenzierung entsprechen multiple Zugehörigkeiten.

Menschen werden *funktional* unterschieden nach den sachlichen Aspekten der ihnen situations- und feldspezifisch mehr oder weniger temporär zugewiesenen *Rollen*. Diese verorten sie nur auf Seiten eines Schemas für sachliche Beiträge zu spezifischen Interaktionen, Organisationen und Teilsystemen. Menschen werden *positional* unterschieden entweder nach gesellschaftsweiten *Status*, die sie getragen von ihrer sozialen Herkunft familiär »erben«, oder nach instabilen feldspezifischen *Rängen*, die sie in Leistungskonkurrenzen individuell erwerben und verlieren können.¹⁵ Sie werden *relational* unterschieden nach der Qualität der Beziehungen, die sie unterhalten und die verschiedene Gesellungsformen ausbilden: Organisationen mit ihren formalen, Gruppen mit informalen *Mitgliedschaften*, imaginierte Gemeinschaften (mit ihren affektiv gebundenen *Angehörigen* oder *Anhängern*), die mal stärker formiert sind (wie Nationen oder Konfessionen), mal schwächer (wie Generationen oder soziale Bewegungen), sowie wählbare Zugehörigkeiten zu kleineren sozialen Einheiten bis hin zu bloßen *Teilnehmerschaften* an Interaktionen, Szenen und Netzwerken. Ihre *kategoriale* Verortung schließlich (etwa nach Attraktivität, »Rasse«, Geschlecht, Alter, Leistung) platziert sie in zugeschriebene Zugehörigkeiten zu imaginierten und praktizierten *kulturellen Klassen*, die als persönliche Eigenschaften begriffen werden. Diese Klassen manifestieren sich nur gelegentlich in sozialen Gebilden, aber fortlaufend in Personen. Andererseits gilt: Während sich Gesellungsformen (Paare, Gruppen, Organisationen) durch Schwund ihrer personalen Bestandteile (Trennung, Abwanderung, Tod) auflösen können, können kulturelle Klassen weitgehend unabhängig von der Zahl ihrer Exemplare existieren.¹⁶

Handelnde, Interaktions- und Kommunikationspartner begegnen sich also in Rollen, Rängen, Beziehungen und Kategorien, d. h. als Rollenträger, Inhaber von Status und Prestige, als Exemplare (Merkmalsträger) sowie als Mitglieder, Anhänger und Teilnehmer, die zugleich Beziehungen zu Gesellungsformen und zueinander unterhalten. Charakteristisch für Rollen ist die Austauschbarkeit ihres

15 Zur Dynamisierung von Status in leistungsbezogenen Rankings siehe Heintz (2017). Rankings sind keine Gesellungsformen, aber sie konstituieren als »Ordnungsformate« (Heintz 2019: 45) soziokulturelle Einheiten. In dem Maße, in dem sich solche Konkurrenzen von familiengebundener Schichtung ablösen, kann die positionale Differenzierung auch als *ordinale* bezeichnet werden (Fourcade 2016).

16 Natürlich finden sich Rollen nicht allein in Teilsystemen (sie sind nur deren priorisiertes Personenformat), und werden sprachliche Kategorien auch zur Bezeichnung von Rollen und Status benötigt, sie bilden aber nicht wie bei kulturellen Klassen deren Kern.

Tabelle 1: Verhältnis personaler und soziokultureller Differenzierungsformen

Differenzierungsmodi	funktional	positional	relational	kategorial
soziokulturelle Einheiten	Teilsysteme	soziale Klassen, Rangordnungen	Gesellungsformen	kulturelle Klassen
priorisierte Personenformate	Rollenträger Inklusionsobjekt	Status- oder Ranginhaber	Mitglied, Anhänger, Teilnehmer etc.	Exemplar Exklusionsobjekt

Personals, für Status die Anordnung von Personen in Hierarchien, für Kategorien die versämtlichende Subsumtion unter kulturelle Klassen, während soziale Beziehungen (Gesellungsformen) sich genau darin unterscheiden, ob sich ihre Teilnehmer als (individuelle) Personen, Personal oder insignifikante Leute wahrnehmen.

Die Personenformate unterscheiden sich vor allem in der Dauerhaftigkeit und Intensität des Nexus von Personen und soziokulturellen Einheiten, also als stärkere und schwächere Zugehörigkeiten. Individuen sind in soziale Prozesse und Gebilde eben unterschiedlich involviert (von ihnen beansprucht) und investiert: Statusinhaber verkörpern Positionen (z. B. als Amtsträger), Rollenträger sind temporäre Beiträger zu sozialen Prozessen und Gebilden, Angehörige und Anhänger sind dauerhaftere Beiträger zu Gesellungsformen, Mitglieder ihre personalen Bestandteile, Teilnehmer sind nur temporäre Nutzer und Beiträger (etwa zu Interaktionen und Netzwerken), Exemplare (Merkmalsträger) personifizierte Fälle von Kategorien.¹⁷ Es gibt eine identifikatorisch abgestufte Konnektivität zwischen Personen und ihren Zugehörigkeiten. Ganz am Rand des Rahmens sozialer Zugehörigkeit liegt die einseitig bleibende individuelle Adressierung von Personen: So wie sie für Teilsysteme bloße numerisch adressierte Inklusionsobjekte sein können, so können sie für kulturelle Klassifikationen (etwa von ›Rassen‹ und Geschlechtern, also leib-eigenschaftlich konzipierten Zugehörigkeiten) – fel-dunspezifisch, ubiquitär und schwer kalkulierbar – zu phänotypisch adressierbaren *Exklusionsobjekten* werden. Hier ist auch die Seite entscheidend, auf die eine Unterscheidung Individuen platziert: Sie können etwa je nach Körperbeschaffenheit stärker als Exemplar kategorial vereinnahmt und dadurch in ihren Chancen beschnitten werden, flexibel zwischen anderen Personenformaten wie Mitglied, Rollenträger oder bloßer Teilnehmer zu wechseln.

17 Zur Unterscheidung von Mitgliedern, Angehörigen und Anhängern sowie zu den subjektiven Intensitätsgraden von Zugehörigkeiten – ihrer affektiven Besetzung als ›Identitäten‹, ihrer in-differenten Handhabung durch ›Karteileichen‹ – siehe Hirschauer (2017a).

4. Empirische Verhältnisbestimmungen

Unsere Verhältnisbestimmung ergibt bislang folgendes Bild: In Prozessen sozialer Differenzierung geht es um die Grenzen sozialer Entitäten, in Prozessen personaler Differenzierung um die Unterscheidung von Menschen sowie ihre Zuordnung zueinander und zu sozialen Gebilden. Alle soziale Differenzierung ist auf irgendeine Weise auch personale Differenzierung, d. h. jedes soziale Gebilde hat seine Menschen im Sinne von präferierten Personenformaten, Unterscheidungen und Kategorien. Allerdings mündet nicht jede Humandifferenzierung auch in soziale Gebilde. Diese Implikationsverhältnisse lassen das, was in unserer visuellen Heuristik (siehe 2. Abschnitt) als logische Unsauberkeit auftauchte – etwa der faktische Nexus von Leistungsrollen und Professionen, von personaler sozialer Herkunft und Klassen – als mehr erscheinen als nur eine ›Konfundierung‹. Das Verhältnis von personaler und sozialer Differenzierung muss symmetrischer und flexibler von beiden Seiten bestimmt werden.

Dafür sei nach den begrifflichen Verhältnisbestimmungen auch nach den empirischen, also nach faktischen Verschränkungen gefragt: Welcher Typ von Humandifferenzierung verknüpft sich mit welchen anderen Differenzierungsformen? Starten wir auch zu dieser Frage mit einem Vorschlag von Armin Nassehi, der das Thema der Humandifferenzierung noch einmal anders als oben dargestellt angeht. Er ergänzt Luhmanns Theorem der Exklusionsindividualität um eine teilsystemische Inklusionsindividualität (Nassehi 2017: 64): Die Funktionssysteme schaffen sich zu ihnen passende Sozialcharaktere, als die sie ihre menschliche Umwelt adressieren: etwa das interessenengeleitete utilitaristische Subjekt, den sich selbst regulierenden Bürger, den wohlherzogenen Menschen mit Langsicht oder das geständnisbereite religiöse oder liebende Subjekt. Sie konstituieren also selbst so etwas wie *teilsystemische Menschentypen*. Ganz ähnlich geht Andreas Reckwitz (2016: 51–74) davon aus, dass soziale Felder (das sind für ihn nur mehr oder weniger institutionalisierte und voneinander differenzierte Aktivitäten-Komplexe) ihre Subjektformen und Selbstverständnisse hervorbringen: das Feld der Ökonomie etwa den Homo oeconomicus und soziale Typen wie Arbeiter, Angestellte, Unternehmer, Spekulanten, Konsumenten und Arbeitslose. Quer dazu würden andere Subjektformen durch Lebensformen wie Milieus, Klassen, Lebensstile und Subkulturen geschaffen: etwa ein bürgerliches oder proletarisches Subjekt mit entsprechenden Dispositionen, Affektmustern und Differenzmarkierungen.

Beide, an Bourdieus feldspezifische Habitus erinnernde Vorschläge sind bedenkenwert, sie behandeln die Humandifferenzierung aber weiter als bloße Implikation gesellschaftlicher Teilsysteme. Die empirische Differenzierungsforschung braucht ein differenzierteres Bild, das über hochaggregierte teilsystemische Sozialfiguren (wie ›Bourgeois‹ und ›Citoyen‹) in zwei Hinsichten hinausgeht. Erstens folgen aus den teilsystemischen Perspektivierungen als

wirtschaftliches, politisches oder religiöses Subjekt auch Stile und Kriterien der weiteren feldspezifischen Differenzierung von Menschen, z. B. eine politische Differenzierung nach Freund/Feind, Bündnispartner/Gegner, In-/Ausländer oder eine religiöse Differenzierung nach Recht-, Anders- und Ungläubigen, nach Orthodoxen und Heterodoxen, an die die personelle Differenzierung nach Konfessionen bzw. Weltanschauungen anschließen kann. Ferner müssten als weitere klassifikatorische Verzweigung auch die allgemeinen Komplementärrollen (wie Geistlicher/Laie, Produzent/Konsument, Politiker/Bürger) anschließbar sein.

Zweitens stellt sich über diese endogenen Humandifferenzierungen von Teilsystemen hinaus die Frage, wie sie auf exogene Formen Bezug nehmen. Dafür empfiehlt sich der oben vorgeschlagene Perspektivenwechsel: Neben der Frage, welche Differenzierungsformen der Gesellschaft welche Formen der Humandifferenzierung implizieren, ist auch umgekehrt zu fragen, auf welche Form personeller Differenzierung welche sozialen Gebilde rekurren. In dieser Perspektive lässt sich dann auch die funktionale Differenzierung der Gesellschaft betrachten. Teilsysteme beziehen sich neben ihren spezifischen endogenen Unterscheidungen auch selektiv auf exogene (gesellschaftsweite) Humandifferenzierungen. Vier Muster lassen sich beobachten.

1. Funktionssysteme können exogene Humandifferenzierungen abweisen und so an ihrer eigenen Ausdifferenzierung arbeiten. »Die Leistungsfähigkeit der Codierung von Funktionssystemen liegt gerade darin, dass sie für [...] Humandifferenzierung indifferent, unsensibel, blind ist« (Nassehi 2017: 68). Diese Blindheit ist aber nur sehenden Auges zu haben. Auch sie muss immer wieder praktisch hergestellt werden. Die Sicherung der Sachlichkeit der sachlichen Differenzierung verlangt hier nach dem Einsatz von Formen der *Differenznegation*: von großräumig wirksamen Unterscheidungsverboten (rechtliche Gleichheitsnormen, Antidiskriminierungsgesetze) über die klare institutionelle Priorisierung bzw. Subordinierung bestimmter Unterscheidungen (durch Neutralität sichernde Verfahren oder professionelle Voreinstellungen, die unsachgemäße Unterscheidungen ausschalten) bis zum performativen Inhibieren (proaktives Stillstellen oder reaktives Abweisen) von im Spiel befindlichen Unterscheidungen (Hirschauer 2020). Scheitern diese Negationen (etwa bei der Personalauswahl von Organisationen), gehört zur empirischen Verschränkung der funktionalen zu den anderen Formen der Humandifferenzierung, dass bestimmte von ihnen noch als informelle Diskriminierung wirken und die Inklusion in Teilsysteme und ihre Rollen behindern.¹⁸ Ebenfalls beobachtbar sind Ausstrahlungseffekte

18 Gravierende *formale* Beschränkungen für das egalitäre Inklusionsversprechen liegen noch im Alter (beim Wahlrecht) und in der Staatsbürgerschaft (Brubaker 2015), den beiden staatlich am stärksten besetzten Formen von Humandifferenzierung.

exogener Formen der Humandifferenzierung auf die Zuweisung von Rollen noch unterhalb des Diskriminierungsradars (etwa auf Reihenpositionen: Goffman 1983).

2. Funktionssysteme können von Indifferenz zu punktuelltem Rekurs auf exogene Humandifferenzierungen umschalten. Sie (und ihre Organisationen) können personelle Differenzierungen in der Gesellschaft danach absuchen, welche zu ihren funktionalen Erfordernissen passen, um sie als Zugangs- und Positionierungskriterium zu beanspruchen (Scherr 2014: 895 f.). Für ein System ist der Rekurs auf eine Unterscheidung, für das andere die Abstraktion davon funktional. Kulturelle Unterscheidungen von Menschen sind für Teilsysteme einschlägig oder uneinschlägig. Für staatliche Leistungen ist die Staatsbürgerschaft zentral, für die Teilnahme am Wirtschaftsleben gar nicht oder nur am Rande. Das Bildungssystem kann von Ethnizität absehen, nicht aber von Lernschwächen und unterschiedlicher Sprachkompetenz. Bei Wahlen zählen Staatsangehörigkeit und Alter, aber nicht Leistung, Geschlecht und Disability.
3. Einige kulturelle Unterscheidungen von Menschen liegen weitgehend innerhalb der Domäne bestimmter Teilsysteme und werden durch sie besetzt: Die Unterscheidung von Gesunden und Kranken obliegt fast allein der Medizin, die Staatsbürgerschaft wird durch Politik und Recht festgelegt, und eine Reihe von Teilsystemen (etwa Bildung und Sport) fokussieren explizit die Leistungsdifferenzierung. Sie schließen eng an gesellschaftsweite kategoriale Humandifferenzierungen an. So zeigt ein Funktionssystem wie der Sport, das ganz auf Leistung spezialisiert scheint, im Umgang mit Geschlecht und Behinderung, dass es sich nicht einfach von der kategorialen Humandifferenzierung der Gesellschaft freimachen kann (Müller 2017). Das ist aber keine ›Verunreinigung‹ von Funktionen. Im Gegenteil: Im Sport sichert es (wie die Gewichtsklassen) Anfangsgleichheit für spannende Wettkämpfe und legitime Ergebnisungleichheit, und der Geschlechterdifferenz verschafft die geschlechtliche Segregation von Disziplinen einen herausragenden »institutional genderism« (Goffman 1977), der das Publikum von der Vitalität einer binären Geschlechterteilung überzeugt. Auch in anderen gesellschaftlichen Feldern gibt es solche Verschränkungen. So braucht die Bühnenkunst zur *front stage*-Inszenierung ihrer Grundidee – der schauspielerischen Transgression aller kategorialen Festlegungen der Darsteller in allen erdenklichen Figuren – *back stage* das Casting von Darstellern eines bestimmten (z. B. ethnischen) Phänotyps als Humanmaterial, um dessen Transgression überhaupt in Szene setzen zu können (Kreuder 2017). Exogene Humandifferenzierungen können also durchaus unmittelbar in die Funktion von Teilsystemen eingehen.
4. Umgekehrt werden kulturelle Basisdifferenzierungen von Teilsystemen auch unterschiedlich aufgefasst, von feldspezifischen Relevanzen überschrieben und umcodiert. So ist das Alter ein feldspezifisch verschieden angesetztes Zu-

gangskriterium in der Schule, im Sport, beim Wählen, beim Autofahren oder auf Beziehungsmärkten. Und die Geschlechter werden durch Teilsysteme verschieden gefasst: durch den Sport als Leistungsklasse, durch die Wirtschaft als Zielgruppe, durch die Medizin als ein Kompetenzbereich, durch das Theater als Rollenfach, auf Beziehungsmärkten als Beuteschema. Es kommt also in der Verschränkung von Differenzierungsformen zu Brechungen, die eine kulturelle Basisdifferenzierung feldspezifisch adaptieren.

Blickt man nun erneut über den Fall der funktionalen Differenzierung hinaus, zeigen sich die sozialstrukturellen Randbedingungen der Relevanz oder Irrelevanz von Humandifferenzierungen noch komplexer. Viele werden außer Kraft gesetzt, wenn Gesellungsformen nach einer anderen Unterscheidung sortieren. So fällt es Gruppen und Interaktionen schwerer von Ethnizität abzusehen als Organisationen und Netzwerken. Sporadische Hochjunktur erleben das Dicksein oder Unattraktivität auf Beziehungsmärkten, eine Behinderung in Verkehrssystemen oder eine Blutgruppe in Kliniken. Bei der Leistungsmessung in Schulen (wie bei der Schuldfeststellung vor Gericht) geht das Upgrading bis zu einem lokalen Monopolismus, der dazu auffordert, von allen anderen Unterscheidungen abzusehen. Konflikte suchen sich dagegen bisweilen überraschend völlig neue Differenzen, an denen sie sich zum Zwecke der Parteibildung festmachen können (Tajfel/Turner 1979). Die Relevanz von Humandifferenzierungen ist daher einerseits durch die ›Nachfrage‹ von Teilsystemen und Gesellungsformen gesellschaftlich vorstrukturiert, andererseits ist sie als grundsätzlich offene, empirische Frage zu behandeln.

Oft stellt sie sich als eine Differenz von konstitutiver Außendifferenzierung und sekundärer Binnendifferenzierungen dar. Wenn eine Differenzierung zwischen Menschen zugleich zum bedeutungsgebenden und strukturbildenden Außenrand eines sozialen Gebildes wird, wirkt dies für sie zwar gesellschaftlich Relevanz steigernd, nach innen aber eher Relevanz mindernd. Wenn etwa die Altersdifferenzierung mit Schultypen und Jahrgangsstufen das Bildungssystem durchstrukturiert, so wird sie zugleich innerhalb von Schulklassen weitgehend neutralisiert, während andere Unterscheidungen, etwa nach Geschlecht nach außen (koedukativ) subordiniert werden, aber in den Interaktionen der Klasse hochrelevant bleiben können. Wenn die Geschlechterdifferenzierung für die Frauenbewegung eine hochsignifikante Grenzziehung nach außen darstellt, wirkt sie nach innen nicht differenzierend, während Alter, Elternschaft oder sexuelle Orientierung fragmentierend wirken können. Das jeweils operativ relevante soziale Gebilde (Interaktionen, Gruppen, Organisationen etc.) ›kippt‹ eine Unterscheidung in den Vorder- oder Hintergrund. Ein besonderer Fall sind Paarbeziehungen. Sie nutzen die Geschlechterdifferenz entweder als Außengrenze (bei geschlechtsgleichen Paaren) oder als Binnendifferenzierung und strukturieren von dieser mikrosozialen Form aus Beziehungsmärkte. Dass die geschlechtsungleiche Beziehung

eine Binnendifferenzierung als Markenzeichen einsetzt, erscheint als große Ausnahme.

Bei der täglichen Navigation durch Felder und Situationen sind Personen also mit konstanten Relevanzswitches konfrontiert: mit dem Umschichten der Bedeutsamkeit ihrer Zugehörigkeiten. Soziale Prozesse, an denen sie temporär teilnehmen, satteln beständig zwischen Modi der Humandifferenzierung um. Hinzu kommt die beträchtliche Eigenmobilität, mit der Menschen an ihrer sozialen Verortung teilnehmen. Sie geht weit über die bekannten Rollenwechsel hinaus und umfasst neben biografischen Seitenwechseln (normalisierten und außerordentlichen Statuspassagen) auch die situativ fluktuierenden Standbeinwechsel von Allianzbildungen mit sozialen Gruppen (heute so, morgen so) sowie imaginative Skalenverschiebung zwischen eng (»Navajo«) und weit (»Native American«, »Indigener«) gefassten Zugehörigkeiten (Hirschauer 2021: 161 f.). Betrachtet man einzelne soziale Situationen, dürfte ihr Rekurs auf personelle Differenzierungen also durch je besondere Konstellationen strukturiert sein, in denen sich die unterschiedlich langwelligen Zeiten von gesellschaftlichen Feldern, Gesellungsformen, Biografien und Interaktionsverläufen überlagern, sodass sie den Gebrauch einer Unterscheidung naheliegend oder deplatziert erscheinen lassen. Solche Konstellationen zu bestimmen, gehört zu den Aufgaben der empirischen Differenzierungsforschung.

5. Schluss

Erläutern wir die hier vorgeschlagene Doppelperspektive noch einmal im Anschluss an unsere anfängliche Begriffsbestimmung. Ich hatte eingangs gesagt, dass die Humandifferenzierung im Unterschied zu Formen sozialer Differenzierung an menschlichen Körpern, Sprachen, Geburtsorten, Überzeugungen und Leistungen *ansetzt*. Aber sie bleibt eben nicht bei der Differenzierung des Personals stehen. Schon Durkheim und Mauss (1987/[1903]) beobachteten bei den Indigenen Australiens, dass sie sich von den Menschen auf andere Entitäten ausdehnt (in ihrem Fall etwa auf Nahrungsmittel, Tiere, Sterne) und diese wie das menschliche Personal codiert. So wird ethnische Zugehörigkeit auf Basis der Ethnisierung von religiösen, musikalischen, kulinarischen, vestimentären und anderen Symbolen und Praktiken zugeschrieben; und man kann »Geschlechter« nicht sinnhaft unterscheiden, ohne zugleich Kleidungsstücke, Körperhaltungen, Verhaltensweisen, Affekte, Frisuren, Namen, Pronomen, Waren, Tätigkeiten, Sexualpartner und Körperteile zu genderisieren. Die Humandifferenzierung stützt sich also auf die semiotische Differenzierung von Objekten – sie wird *kulturell expandiert* –, aber auch von »apart« gehaltenen Räumen (von sanitären Anlagen bis ethnischen Siedlungsstrukturen) und von Gesellungsformen (»Seniorentreff«, »Männergruppe«): Sie wird *sozial in Gebrauch genommen*. Kulturelle Klassifika-

tionen wirken also zugleich in verschiedene Richtungen: Sie teilen Personen, Symbole und Artefakte, aber auch Tätigkeiten, Positionen und Räume.

Anders als Durkheims Wissenssoziologie nahelegte, sollte der Umstand, dass Gemeinschaften die Klassifikationen ihrer Umwelt ihrer Selbstklassifikation assimilieren, also besser nicht ›soziozentrisch‹ gedeutet werden (›die ersten Klassen von Gegenständen waren Klassen von Menschen‹, Durkheim/Mauss 1987/[1903]: 250 f.), sondern im Sinne einer gegenseitigen Stabilisierung der Differenzierung von Menschen, Artefakten, Tätigkeiten und Räumen: Die Streuung einer Form der Humandifferenzierung über andere kulturelle Objekte und ihr Einbau in soziale Gebilde schaffen eine sinnhafte Umwelt, die eine fragile Unterscheidung stabilisiert. Umgekehrt vitalisiert die starke Institutionalisierung einer Unterscheidung von Menschen die sozialen Einheiten, die im Rekurs auf sie gebildet werden. Erst das Einnehmen einer solchen Doppelperspektive auf personelle und soziale Differenzierung lässt sehen, dass Segregationen sowohl Räume nach Geschlechtern als auch Geschlechter über Räume teilen; dass Apartheidssysteme sowohl Menschen auf Räume aufteilen als auch Räume nach Menschen unterscheiden; dass sozialisatorische Dissimilierung im Bildungssystem sowohl hochqualifizierte ›Fachidioten‹ als auch Professionsgemeinschaften hervorbringt. Es ist also nicht so, dass allein die Funktionssysteme agentiv an exogene Formen der Humandifferenzierung anschließen und diese nutzbar machen. Personelle und soziale Differenzierung werden aneinander angeschlossen, sie *rekurrieren aufeinander*. Und dieser Nexus kann sich im historischen Zeitverlauf verstärken oder lockern.

Illustrieren wir diesen Punkt abschließend durch einen gut erforschten empirischen Fall: die geschlechtliche Arbeitsteilung, also die Differenzierung von Tätigkeiten nach Geschlechtern und von Geschlechtern nach Tätigkeiten. Die Geschlechterdifferenzierung wurde im 19. Jahrhundert unmittelbar an die funktionale Differenzierung der Gesellschaft in Erwerbs- und Familienleben angeschlossen und in ihr verwurzelt (Hausen 1976). Abgelöst wurde diese tief verankerte Geschlechterteilung von einer schwächeren, den Arbeitsmarkt bis heute strukturierenden Teilung in ›Frauen-‹ und ›Männerberufe‹. Innerhalb dieser und in der Sorgearbeit finden sich aber auch – bereits abgeschwächt – feinere Differenzierungen männlich und weiblich codierter Tätigkeiten. Und auch diese verflüchtigen sich heute bei vielen Paaren zu bloßen Stilunterschieden in der Erledigung des Gleichen, ohne dass man sich noch sicher sein könnte, diese Stile tatsächlich auf das *Geschlecht* von Personen zurechnen zu können. Der Rekurs von funktionaler und geschlechtlicher Differenzierung aufeinander war also einmal sehr eng und lockert sich allmählich.

Die Humandifferenzierung der Gesellschaft ist aber nicht nur mit der funktionalen Differenzierung verschränkt, sondern auch mit deren Theoretisierung. Erneut ist die Geschichte der Geschlechterdifferenzierung hier reich an Anschauungsmaterial. So schloss Ferdinand Tönnies mit seiner Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft nahtlos an die lebensweltlichen Geschlechter-

stereotypen seiner Zeit an. Man kann angesichts der »nahezu mimetischen Deckung« (Gildemeister / Hericks 2012: 56) zwischen dem, was er als ›Gemeinschaft‹ und ›Gesellschaft‹ identifizierte, und dem, was ihm als weiblich und männlich erschien (»Die Männer sind klüger. Sie allein sind [...] der Logik fähig«, Tönnies 1963/[1887]: 146), zu dem Schluss kommen, dass die Geschlechterpolarisierung des 19. Jahrhunderts die unmittelbare Vorlage für seine dualistische Konzeption von elementaren Formen sozialer Beziehungen lieferte (die später Parsons' ›pattern variables‹ und womöglich auch weiteren Dualismen soziologischen Theoretisierens die Vorlage bot). Auch Émile Durkheim sah in der zeitgenössischen Form der Geschlechterpolarität ein prototypisches Exemplar für seine Vorstellung von gesellschaftlicher Differenzierung: Diese Polarität (einschließlich der Spezialisierung der Männer auf die Verstandesfunktion sowie der Rückentwicklung des weiblichen Gehirns auf die Gemütsfunktion: Durkheim 1992/[1883]: 107) habe sich erst mit dem Übergang zur organischen Solidarität in höheren Gesellschaften entwickelt. Er schloss damit an die zeitgenössische Distinktion des Bürgertums durch seine besondere ›Geschlechtsdifferenziertheit‹ an. Der geschlechtertheoretisch zweifellos innovativere Simmel (1985: 46) schließlich hatte seine Feststellung, dass »das moderne Individuum« in verschiedene Rollen fragmentiert sei, dadurch relativieren müssen, dass dies allerdings nicht für die als ›Ganze‹ in Familien eingebundenen Frauen galt, also tatsächlich nur für die andere Hälfte der Population.

Es ist eine wissenschaftsgeschichtliche Frage, ob man es hier nur mit dem empirischen Ausmalen theoretischer Konstruktionen durch Plausibilitätsprothesen aus dem zeitgenössischen Geschlechteralltag zu tun hat, oder ob die Geschlechterpolarität des 19. Jahrhunderts der Idee einer scharfen funktionalen Abgrenzung institutioneller Aktivitätenkomplexe regelrecht Pate gestanden hat. In jedem Fall aber ergibt sich ein nachdrücklicher Hinweis, dass es Folgen hat, wenn die soziologische Theorie die Humandifferenzierung nicht in den konzeptuellen Griff bekommt, sondern sich nur in ihrem kulturellen Griff weiterentwickelt.

Literatur

- Bierschenk, Thomas / Krings, Matthias / Lentz, Carola (Hg.) (2013): *Ethnologie im 21. Jahrhundert*. Berlin: Reimer.
- Bourdieu, Pierre / Wacquant, Loïc (1996): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Braudel, Fernand (1992): *Schriften zur Geschichte*. Bd. 1. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brubaker, Rogers (2007): *Ethnizität ohne Gruppen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Brubaker, Rogers (2015): *Grounds for Difference*. Cambridge: Harvard University Press.
- Crenshaw, Kimberlé W. (1994): »Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color«. In: *Stanford Law Review* 43, S. 1241–1299.
- Diehl, David / McFarland, Daniel (2010): »Toward a Historical Sociology of Social Situations«. In: *American Journal of Sociology* 115(6), S. 1713–1752.
- Durkheim, Émile (1992/[1883]): *Über soziale Arbeitsteilung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Durkheim, Émile/Mauss, Marcel (1987/[1903]): »Über einige primitive Formen von Klassifikation«. In: Durkheim, Émile: *Schriften zur Soziologie der Erkenntnis*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 169–256.
- Fischer, Joachim (2013): »Soziologie aus der Perspektive der Philosophischen Anthropologie«. In: Corsten, Michale/Kaupert, Michael (Hg.): *Der Mensch – nach Rücksprache mit der Soziologie*. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 33–60.
- Foucault, Michele (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fourcade, Marion (2016): »Ordinalization«. In: *Sociological Theory* 34(3), S. 175–195.
- Gildemeister, Regine/Hericks, Katja (2012): *Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie*. München: Oldenbourg.
- Goffman, Erving (1977): »The Arrangement between the Sexes«. In: *Theory and Society* 4(3), S. 301–331.
- Goffman, Erving (1983): »The Interaction Order«. In: *American Sociological Review* 48(1), S. 1–17.
- Hausen, Karin (1976): »Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«. In: Conze, Werner (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart: Ernst Klett, S. 363–393.
- Heintz, Bettina (2007): »Soziale und funktionale Differenzierung. Überlegungen zu einer Interaktionstheorie der Weltgesellschaft«. In: *Soziale Systeme* 13(1–2), S. 343–356.
- Heintz, Bettina (2015): »Die Unverzichtbarkeit von Anwesenheit. Zur weltgesellschaftlichen Bedeutung globaler Interaktionssysteme«. In: Dies./Tyrell, Hartmann (Hg.): *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 229–250.
- Heintz, Bettina (2017): »Kategoriale Ungleichheit und die Anerkennung von Differenz«. In: Hirschauer, Stefan (Hg.): *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück, S. 79–118.
- Heintz, Bettina (2019): »Vom Komparativ zum Superlativ. Eine kleine Soziologie der Rangliste«. In: Nicolae, Stefan/Endreß, Martin/Berli, Oliver/Bischur, Daniel (Hg.): *(Be)Werten. Beiträge zur sozialen Konstruktion von Wertigkeit*. Wiesbaden: Springer, S. 45–80.
- Hirschauer, Stefan (2008): »Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis«. In: Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Lindemann, Gesa (Hg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 169–187.
- Hirschauer, Stefan (2015): »Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivität jenseits von Mikro und Makro«. In: Heintz, Bettina/Tyrell, Hartmann (Hg.): *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 109–133.
- Hirschauer, Stefan (2016): »Verhalten, Handeln, Interagieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie«. In: Schäfer, Hilmar (Hg.): *Praxistheorie. Ein Forschungsprogramm*. Bielefeld: transcript, S. 45–67. <https://doi.org/10.14361/9783839424049-003>
- Hirschauer, Stefan (2017a): »Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit«. In: Hirschauer, Stefan (Hg.): *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück, S. 29–54.
- Hirschauer, Stefan (2017b): »Gender (In)Difference in Gender (Un)Equal Couples. Intimate Dyads Between Gender Nostalgia and Post Genderism«. In: *Human Studies* 40(3), S. 309–330.
- Hirschauer, Stefan (2019): »Mein Bauch gehört uns. Gynisierung und Symmetrisierung der Elternschaft bei schwangeren Paaren«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 48(1), S. 6–22.
- Hirschauer, Stefan (2020): »Undoing differences revisited. Unterscheidungsnegation und Indifferenz in der Humandifferenzierung«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 49(4), S. 318–334.
- Hirschauer, Stefan (2021): »Menschen unterscheiden. Grundlinien einer Theorie der Humandifferenzierung«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 50(3), S. 155–174.
- Hirschauer, Stefan/Nübling, Damaris (2021): »Sinnschichten des Kulturellen und die Aggregatzustände der Sprache«. In: Dizdar, Dilek/Hirschauer, Stefan/Paulmann, Johannes/Schabacher, Gabriele (Hg.): *Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück, S. 58–83.

- Joas, Hans (2012): »Gefährliche Prozessbegriffe. Eine Warnung vor der Rede von Differenzierung, Rationalisierung und Modernisierung«. In: Gabriel, Karl/Gärtner, Christel/Pollack, Detlef (Hg.): *Umstrittene Säkularisierung. Soziologische und historische Analysen*. Berlin: Berlin University Press, S. 603–622.
- Joerges, Bernward (1996): *Technik – Körper der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Knorr, Karin/Brügger, Urs (2002): »Global Microstructures: The Virtual Societies of Financial Markets«. In: *American Journal of Sociology* 107(4), S. 905–950.
- Kreuder, Friedemann (2017): »Theater zwischen Reproduktion und Transgression körperbasierter Humandifferenzierungen«. In: Hirschauer, Stefan (Hg.): *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück, S. 232–256.
- Kroeber, Alfred/Parsons, Talcott (1958): »The Concepts of Culture and of Social System«. In: *American Sociological Review* 23(1), S. 582–583.
- Lamont, Michèle/Molnár, Virág (2002): »The Study of Boundaries in the Social Sciences«. In: *Annual Review of Sociology* 28(2), S. 167–195.
- Langenohl, Andreas (2015): »Ähnlichkeit als differenztheoretisches Konzept: Zur Reformulierung der Modernisierungstheorie«. In: Bhatti, Anil/Kimmich, Dorothee (Hg.): *Ähnlichkeit: ein kulturtheoretisches Paradigma*. Konstanz: University Press, S. 105–127.
- Latour, Bruno (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1980): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1971): »Sinn als Grundbegriff der Soziologie«. In: Habermas, Jürgen/Luhmann, Niklas (Hg.): *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 25–100.
- Luhmann, Niklas (1975): *Interaktion, Organisation, Gesellschaft, Soziologische Aufklärung. Bd. 2*. Opladen: Westdeutscher.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft II*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2002): *Einführung in die Systemtheorie*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Müller, Marion (2017): »Von Männern mit Karbonprothesen und Frauen mit Hyperandrogenismus – Unvergleichbarkeitskonstruktionen im Sport«. In: Hirschauer, Stefan (Hg.): *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierungen*. Weilerswist: Velbrück, S. 205–233.
- Nassehi, Amin (2015): *Die letzte Stunde der Wahrheit. Warum rechts und links keine Alternativen mehr sind und Gesellschaft ganz anders beschrieben werden muss*. Hamburg: Murmann.
- Nassehi, Armin (2017): »Humandifferenzierung und gesellschaftliche Differenzierung. Eine Verhältnisbestimmung«. In: Hirschauer, Stefan (Hg.): *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück, S. 55–78.
- Passoth, Jan-Hendrik/Rammert, Werner (2019): »Fragmentale Differenzierung als Gesellschaftsdiagnose: Was steckt hinter der zunehmenden Orientierung an Innovation, Granularität und Heterogenität?« In: Schubert, Cornelius/Schulz-Schaeffer, Ingo (Hg.): *Berliner Schlüssel zur Techniksoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 143–178.
- Reckwitz, Andreas (2008): »Multikulturalismustheorien und der Kulturbegriff. Vom Homogenitätsmodell zum Modell kultureller Interferenzen«. In: Ders.: *Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*. Bielefeld: transcript, S. 69–93.
- Reckwitz, Andreas (2016): *Kreativität und soziale Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2021): »Gesellschaftstheorie als Werkzeug«. In: Ders./Rosa, Hartmut: *Spätmoderne in der Krise. Was leistet die Gesellschaftstheorie?* Berlin: Suhrkamp, S. 23–150.
- Renn, Joachim (2014): *Performative Kultur und multiple Differenzierung. Soziologische Übersetzungen I*. Bielefeld: transcript.
- Renn, Joachim (2016): »Die Übersetzung der Person. Zum Beitrag des Individuums zur gesellschaftlichen Koordination des Handelns«. In: Ders.: *Selbstentfaltung – Das Formen der Person und die Ausdifferenzierung des Subjektiven. Soziologische Übersetzungen II*. Bielefeld: transcript, S. 243–290.

- Scherr, Albert (2014): »Diskriminierung. Die Verwendung von Differenzen zur Herstellung und Verfestigung von Ungleichheiten«. In: Löw, Martina (Hg.): *Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 885–900.
- Schimank, Uwe (2011): »Gesellschaftliche Differenzierungsdynamiken – ein Fünf-Fronten-Kampf«. In: Schwinn, Thomas/Kroneberg, Clemens/Greve, Jens (Hg.): *Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 261–284.
- Schwinn, Thomas (2004): *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Frankfurt a. M.: Humanities Online.
- Simmel, Georg (1992/[1908]): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stichweh, Rudolf (2014): »Differenzierung und Entdifferenzierung. Zur Gesellschaft des 21. Jahrhunderts«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 3(1), S. 8–19. <https://doi.org/10.17879/zts-2014-4027>
- Tajfel, Henri/Turner, John C. (1979): »An integrative theory of intergroup conflict«. In: Austin, William G./Worchel, Stephan (Hg.): *The social psychology of intergroup relations*. Monterey: Brooks/Cole, S. 33–37.
- Tönnies, Ferdinand (1963/[1887]): *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Tyrell, Hartmann (1986): »Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38(4), S. 450–489.